

Das Rosendorf

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **17 (1927)**

Heft 49

PDF erstellt am: **19.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647400>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 49
XVII. Jahrgang
1927

Bern,
3. Dezember
1927

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Das Leben.

Von G. Moser.

Das Leben ist viel Irrtum und viel Schuld,
Ist wenig Frucht und viel schmerzhafter Wille,
Ist voll Geschäftigkeit und ohne Stille
Und jeder Stundenschlag ist Ungeduld.

Doch manchmal abends, wenn die Zeit schon ruht,
Wenn hoch am Himmel weiß die Sterne brennen,
Da können klar und deutlich wir erkennen,
Daß unser Leben tief im Grunde gut.

Das Rosendorf.

Erzählung von Alfred Hugenberg.

1

Man konnte es dem Dölfi Spleiß auf den ersten Blick ansehen, daß er nicht immer in einer Knechtekammer geschlafen hatte. Wenn er dem jungen Melchenbrechter, der jeden Sonntag nach einer andern Richtung auf Brautschau fuhr, nach dem Mittagessen den Rohlfuchs vor die Chaise spannte, meinte man immer, er selber müßte statt des steifgewerkten Meisterföhnes mit dem ewig müden Gesicht das Leitseil in die Hand nehmen und den Fuß auf den Steigtritt setzen. „Er täte gut daran, dem Roß einfach den Lauf zu lassen, das würde vielleicht eher beim richtigen Weiser abschwanken“, sagte Dölfi einmal zu mir, als der Melchenbrechter weggefahren war. „Wie denn andere auch nicht für ihre Dummheit können“, berichtigte er sich dann sogleich. „Mir zum Beispiel hat eine alte Stallaterne auf den richtigen Weg leuchten müssen; und es hätte wenig gefehlt, daß ich dann doch noch daneben gelaufen wäre.“ Er sah bei diesen Worten wie zufällig nach der jungen, frischen Magd hinüber, die unterm Küchenfenster stand; die mußte lächeln, als ob sie auch ein wenig um die Sache wußte.

Während ich und Dölfi an jenem Nachmittag zusammen einen vergnüglichen Bummel durch die nächsten Dörfer und Höfe machten, hatte er unversehens den Einfall, er könnte mir jetzt, wenn mir etwas daran gelegen wäre, eine hübsche kleine Liebesgeschichte erzählen, die er vor nicht langer Zeit in einem Kalender gelesen habe. Aber das mußte ich ihm zugut halten: er möchte sie gern so vorbringen, als hätte er selber darin eine kleine Rolle gespielt.

Ich war schon dabei, und so fing er ohne viel Umstände an:

„Jrgendwo in unserm schönen Bauernländchen steht ein kleiner Waldberg, man heißt ihn nur den Eibenrud. Auf der Karte haben sie ihm zwar einen neuen, besser klingenden

Namen gegeben, aber für mein Geschichtlein tut's der alte ganz gut.

Von dem Tannenrücken des Berges und aus manchem feuchten Sattel kommen durch tief ausgefressene Töbeler allerlei Wässerlein herab und machen zusammen einen Bach, der gleich von allem Anfang an meint, er sei etwas und müsse sich gegen Aufgang wenden. Aber nicht auf dem geraden Weg, der wär' ihm zu langweilig, er will gern seinen Eigensinn durchsetzen und unbekümmert um die ganze Welt seinen kleinen Unarten leben. Ganz besonders ist er darauf eingerichtet, die Wurzelstöcke der alten Eschen und der Erlengebüsche im Vorbeigehen zu unterspülen, die ihm aber gleichwohl nicht feind sein können und alle seine tollen Streiche mit fast ängstlicher Sorge verhehlen und in ihr Liebsein förmlich einhüllen. Die munteren Forellen hat er zu seinen besonderen Schülkingen erwählt; jahraus, jahrein, bei Tag und Nacht ist er mit gleichem Eifer dabei, ihnen hinter Steingeschiebe und Wurzelknorren stets neue Schlupfwinkel und Nester zu schaffen, ohne jemals auch nur für eine Minute ans Müdwerden zu denken.

Eines vermöchte mein Bach in seiner guten Zeit am wenigsten übers Herz zu bringen: daß er sich durch eintöniges Flachland hinschleichen und sich am Ende gar in ödem Sumpfsgebiet verliegen und verlieren müßte. Er will, wenn immer ihn die Neugier ankommt, zu beiden Seiten übers Rasenbord hinweg oder zwischen dem Gesträude hindurch einen Blick tun können an kurzweilige Lehnen hinauf. Nicht zu steil dürfen sie sein, es müssen grüne Wiesen in der Sonne liegen, Aeder müssen sich nebeneinander reihen, Pflüge müssen gehn. Er will Menschlein sehen, junge und alte durcheinander, wie sie sich plagen und ihre Mühsal und Freuden finden. Er will ihre Höfe und Weiler von weitem auslachen, die

immer und ewig auf dem gleichen Fleck sitzen müssen, und deren verholzene Sehnsüchte nur im Rauch der eigensinnigen, altmodigen Schornsteine vorübergehend ihre kleinen, wunderlichen Feste feiern dürfen.

Das ist mein Eibenbach. Ich laß mir's nicht nehmen, es ist das schönste, mit sich und allen Dingen zufriedenste Wässerlein, das auf Gottes Erdboden frei geworden ist. Wenn ich tausend Stunden weit von hier auf einem Meer-schiff stände, und ich wüßte, daß in dem weiten Wasser um mich ein allereinziger Tropfen aus dem Eibenbach wäre, ich würde mich sogleich ein bißchen daheim fühlen. —

Aber auch den zwei Dörflein, die sich zu beiden Seiten des Baches an den Lehnen breit machen, laß ich beileibe nichts geschehn. Dem einen, weil es Kerstenberg heißt und weil ich dort daheim bin, dem anderen — — nein, von Guldenen verrät' ich jezt noch nichts, es kommt schön eins aufs andere.

Denen von Kerstenberg redet man nach, der Stolz auf ihr Dorf und auf ihren Kirchturm stecke ihnen derart in den Gliedern, daß sogar ihr Land und die Bäume etwas davon geerbt hätten. Doch kann man sich füglich fragen: Müssen solche Acker und Wiesen nicht ohne weiteres eine gute Meinung von sich haben?

Die Kerstenberger dürfen beim Pflügen die Zugfette getrost in den vordersten Zahn einhängen, ohne dadurch gelben Lehm oder böses Gestein ans Tageslicht zu adern. Fast alle sind sie von ihrem Land reich geworden. Sie dürfen sich zu ihrem besonderen Vergnügen dann und wann ein Prozeßlein mit einem Nachbar erlauben, bleiben aber daneben in einem Stück seit Vaters und Großvaters Zeiten durchs Band hindurch derselben Meinung: darin, daß man sich mit einem Guldener nur im Notfall an den gleichen Tisch setzen dürfe.

Die Grasraie und Ackerlein der Guldener haben nämlich die Sonne aus der ersten Hand; sie meint es mit ihnen fast zu gut und macht im Hochsommer durch die dünne Ackerkrume hindurch sogar den harten Riesgrund warm. Die Mähder müssen, wie man sagt, beim Emden jeweilen den Hut neben die angefangene Schwade hinlegen, bevor sie zum Morgenessen gehn, sonst wüßte ihnen nachher kein Mensch zu sagen, wo sie zu mähen aufgehört haben.

Aber die gleiche Sonne, die die Guldener Hungergütlein austrocknet, tut noch etwas anderes, das ihr viele Leute von Kerstenberg fast noch weniger verzeihen können: sie färbt den jungen Mädchen die Wangen schön braun und macht ihre Augen glänzen. Sie gibt den hellen und dunkeln Rosen, die im Hochsommer in verschwenderischem Reichtum in den kleinen Vorgärten und um die Fenster- und Türrahmen der Guldener Halbhöflein blühen, den starken und süßen Duft, der in jenen Tagen Gassen und Gäßlein, jeden heimlichen Winkel des alten Bauernnestes füllt, und den die lauen Winde gar oft bis zum Eibenbach hinab und hinüber nach Kerstenberg tragen. Zur Rosenzeit lassen die Guldener ihre Kammerfenster bei Tag und bei Nacht weit offen stehen. Ein alter Glaube will, daß Rosenduft in den Kammern schöne Kinder erzeuge. Und wenn wir Kerstenberger auch weidlich über diesen Aberglauben lachen, das Gegenteil haben wir halt doch noch nicht beweisen können. Wir müssen vielmehr zu Recht bestehen lassen,

was man so in der Gegend sagt: „Wer hübsche Mädchen nicht bloß vom Hörensagen kennen lernen will, der braucht einfach am Rosen Sonntag im 'Bäumli' in Guldenen einzufahren.“ Das ist der Jahrestag, an dem nach altem Brauch und Herkommen keine ledige Dörflerin vom Tanzboden wegbleiben darf. Schon manchem dickköpfigen Herrenbauern von Kerstenberg ist am Rosen Sonntag ein dicker Strich durch die Rechnung gezogen worden, den nachher niemand mehr hat auslösen können, so daß ihm wenig anderes übrig blieb, als zum unguuten Spiel ein möglichst freundliches Gesicht zu machen. Ja, man redet den Guldnerinnen nach, sie wüßten auch den Alten Sand in die Augen zu streuen; manche, die fast wie eine Magd auf einen Hof gekommen, habe schon nach kurzen Wochen als Bäuerin das Regiment fest in der Hand gehabt.

Einen kenn' ich nun freilich in Kerstenberg, der sich derlei Dinge zum Voraus und von allem Anfang an wegbedungen hat: den Presi Heinrich Spleiß auf dem Oberhof. Und ich, sein Ältester und Einziger, hab' auch nicht nötig gehabt, den Hochmut auf der Straße aufzulesen, ich hab' ihn in die Knochen hinein geerbt bekommen. Nicht zuletzt von meiner Mutter, die eine Kerstenbergerin von altem Holz war. Sie hat mir zum Konfirmationstage eine silberne Uhr zum Geschenk gemacht, deren Innenschale statt des Namens die fünf Worte eingraviert trug:

„Denk daran,
Wer du bist!“

Ei nun, ich kann sagen: die gute Lehre fiel bei mir nicht auf den Weg. Selbst den Gedanken an die Lidy Dünner, die mir während der Unterweisungszeit ein wenig in den Augen geessen, tat ich von Stund an gänzlich von mir ab. Wenn sie auch als Kind des Bäumliwirtes vor den andern Guldnerinnen den Vorzug hatte, einmal etwas mitzubekommen: man mußte doch zeigen, wo man daheim war. Nach allem, was ich von Kindsbeinen an gehört und beobachtet, konnte eine Guldnerin nur für so einen in Betracht kommen, der sich selber und sein Dorf nicht ernst nahm. Zu beeilen brauchte ich mich ja nicht. Aber wenn's dann an der Zeit war, mußte es immerhin eine eichene Haustüre sein, an der ich anklopfte.

So hielt ich's denn, wie's bei uns zu Land unter jungen Burschen der Brauch ist: man stellt sich, als ob einen die Mädchen nichts angingen, ja, als ob man mit ihnen weniger anzufangen wüßte, als ein Eskimo mit einem Strohhut. Die älteren sprechen den jüngeren zu, und diese berichten es den noch jüngeren: „Die ledigen Jahre sind das einzige, was man auf der Welt hat, und wer sich vom Weibervolk vor der Zeit etwas aufbinden läßt, der wird seine Dummheit noch in der dritthintersten Ewigkeit bereuen.“ Daneben gehn die heimlichen Gedanken doch den rechten Weg. Wenn ihrer drei, vier Burschen am Sonntagnachmittag zusammen ausrücken, etwa zu einem Regelschub oder an eine benachbarte Kilbi*), so dreht sich ihr Gespräch um nichts anderes als um die Mädchen. Sie taxieren und sortieren diese wie Kartoffeln; der eine legt das Hauptaugenmerk auf die Geschwisterzahl und die mutmaßlich herauschauende Mitgift, der andere auf die Tüchtigkeit in Haus und Feld, der dritte will Sonntagsaugen sehen und gelbe Zöpfe.

*) Kirchweih.



S. v. Uhde. „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast“.

Denen, die sich am überlegensten gebärden und am lautesten über das Heiratsfieber sämtlicher Schürzenträgerinnen spotten, kann es leicht geschehen, daß sie bei der ersten besten Gelegenheit hineinfallen und schon vier Wochen drauf mit dem größten Erdenvergnügen in irgend einer lieben Stube den groben Gassenjungen das Hausgeld*) auf den Tisch hinlegen.“
(Fortsetzung folgt.)

*) Die „Haus“ ist eine Art Chezoll, den die jungen Burschen eines Dorfes einem von auswärts kommenden Hochzeiter abzufordern pflegen.

Das Album.

Von Otto Braun.

Ein Album mit verblich'nen Bildern spielte
Des Zufalls Fügung jüngst mir in die Hand.
Manch lieb' Gesicht darin ich wieder fand
Und heißer Schmerz die Seele mir durchwühlte.

Ich sah ihn wieder jenen zarten Knaben,
Den Spielgefährten froher Kinderzeit.
Nie hatten unsere Herzen sich entweit.
Nun ruht er längst in dunkler Gruft begraben.

Ich fand das Bild auch jenes schmutzen Jungen,
Der oft mit mir erstürmt der Berge Reich.
An Mut und Kühnheit tat's ihm keiner gleich.
Der Gletscher Schründen haben ihn verschlungen.

Ein Mädchenbildnis fand ich dicht daneben,
Des Freundes einzig, heißgeliebtes Kind.
Als Jungfrau schon nahm es der Tod geschwind,
Zerbrach mit rauher Hand das junge Leben.

Der Eltern Bild auch sah ich vor mir stehen,
Den guten Vater, s' liebe Mütterlein.
Mag auch ihr Bild hier bald erloschen sein,
In meinem Herzen wird es nie vergehn.

Manch Bild hab' ich im Album noch gefunden
Von Menschen, die sich einst mit mir gefreut.
Ein jedes Blatt sprach von Vergänglichkeit,
Stumm mahnend mich an längst vergang'ne Stunden.

„Die schwarze Gefahr“.

Von Colin Roß.

Colin Roß, der Vielgereifte, versteht es wie wenige, die großen Linien der weltpolitischen Entwicklung aufzudecken und lebendig zu machen. Er kennt eben die Verhältnisse der Ferne aus eigener Anschauung und zwar die der Gegenwart ebenso gut wie die der Vergangenheit. Es ist sein Ehrgeiz, aus unmittelbaren Quellen zu schöpfen, nicht aus Schmökern Dinge ab- und nachzuschreiben, die gewöhnlich längst überholt sind, wenn sie gelesen werden. In seinen früheren Büchern „Der Weg nach Osten“ und „Das Meer